

Ulrike Landfester

„Die echte Politik muss Erfinderin sein“ – Das politische Vermächtnis Achim und Bettine von Arnims

Festvortrag zur Eröffnungsveranstaltung der „Romantischen Tage“ in der Akademie der Künste in Berlin am 6. Mai 2004

Meine sehr verehrten Damen und Herren,

„Die echte Politik muss Erfinderin sein“ – dieser Satz, von Bettine von Arnim im Juli 1843 an König Friedrich Wilhelm den IV. von Preussen gerichtet, hat heute, zu Beginn des 21. Jahrhunderts, einen doppelten Beigeschmack: Als Selbstaussage der politischen Romantik gelesen, scheint er den Realitätsbezug romantischer Dichter zu diskreditieren, die im Zeichen der Universalpoesie sich berechtigt sahen, noch auf dem ernstesten, pragmatischen Feld der Tagespolitik den Spieltrieb ihrer wild wuchernden Phantasie zu befriedigen; auf die heutige Zeit übertragen, scheint er darüber hinaus der strategischen Verfremdung von Fakten im Dienste eines wie auch immer gearteten politischen Anliegens das Wort zu reden.

Beide Lesarten verfehlen nicht nur den historischen Kontext, in dem dieser Satz ausgesprochen wurde, sondern auch das produktive Potenzial des Vermächtnisses, das das Werk von Persönlichkeiten wie Ludwig Achim von Arnim und seiner Frau Bettine, geborene Brentano, in die Geschichte unserer heutigen politischen Identität eingeschrieben haben: Die Gewissheit, dass politisches Krisenmanagement einer aus schöpferischer Phantasie gespeisten Flexibilität des Denkens bedarf, um wirksame Problemlösungen zu schaffen, und, darauf aufbauend, die von Arnim wie von Bettine immer neu ausgesprochene Mahnung, politische Kommunikation nicht in programmatischen Rastern erstarren zu lassen, sondern sie, wie das Wachstum des Menschen selbst, den Wandlungsprozessen historischer Metamorphosen anzuvertrauen.

Die Werke Achim und Bettine von Arnims umspannen, gemeinsam genommen, eine Schlüsselepoche in der Geschichte preussischer und damit europäischer Identitätsbildung: Als die Französische Revolution 1789 ausbricht, ist Arnim acht und Bettine vier Jahre alt. Geprägt von ihren Nachwirkungen, erleben beide als junge Erwachsene die Koalitionskriege gegen Frankreich mit, die Besetzung Preussens durch Napoleon, schliesslich die Befreiungskriege 1813 bis 1815 und die darauf folgende politische Restauration; nach dem Tod ihres Mannes 1831 nimmt Bettine so lebhaft wie aufmerksam teil an der politischen Entwicklung Preussens im Vormärz und erlebt die Revolution von 1848 in enthusiastischer Parteinahme für die Aufständischen, ohne

auch nach dem Scheitern der Revolution jemals ihre Hoffnung auf einen tiefgehenden politischen Wandel aufzugeben. Anders als bei ähnlich berühmten Ehepaaren der Romantik – etwa Dorothea und Friedrich Schlegel oder Rahel und Karl August Varnhagen von Ense – weist die politische Haltung des Ehepaars von Arnim erhebliche Differenzen auf, an denen die Forschung zur politischen Romantik immer wieder gern polemische Oppositionsbildungen betrieben hat: Hier der angeblich reaktionäre Arnim, dort die angeblich kommunistische Bettine, hier der inhaltlich wie sprachlich disziplinierte Pragmatiker, dort die hemmungslos überschäumende Phantasikerin, hier der Chauvinist, dort die Protoemanze. Dass derartige Paarbildungen möglich geworden sind, verdankt sich einer eigentümlichen lebensgeschichtlichen Dynamik, begann doch Bettines öffentliche politische Meinungsbildung erst Jahre nach dem Tod des Gatten und führte damit in veränderten historischen Zusammenhängen zwangsläufig auch zu anderen Ergebnissen als es früher diejenigen Arnims gewesen waren. Aus dieser Abfolge aber einen fundamentalen Gegensatz zu konstruieren, heisst, die Achse zu ignorieren, an der entlang Bettine von Arnims Werk auf demjenigen Achim von Arnims aufbaut, ja, man ist versucht, zu sagen, es weiterführt, und dies keineswegs nur als Herausgeberin seiner gesammelten Werke, sondern auch und vor allem in Übernahme und Radikalisierung von Arnims Glauben an die Politikfähigkeit der Poesie – an die echte Politik als Erfinderin eben.

Die drei Gesellschaften, für die ich heute hier zu sprechen die Ehre habe – die Bettina-von-Arnim-Gesellschaft, die Internationale Arnim-Gesellschaft und der Freundeskreis Schloss Wiepersdorf –, haben mit ihrer Gründung die Aufgabe übernommen, den Anteil, den Achim und Bettine von Arnim an der europäischen Mentalitätsgeschichte der Moderne haben, zu bewahren und ihn dabei auch und vor allem in seiner Aktualität an unsere Gegenwart zu vermitteln. Ich möchte diese Aufgabe hier und heute stellvertretend wahrnehmen, indem ich Ihnen umrisshaft drei Aspekte der historischen Bedeutung und Wirksamkeit Achim und Bettine von Arnims vorstelle: Einmal das Konzept der Selbstsorge, das beider politischen Überzeugungen und Aktivitäten zugrunde liegt, wenngleich es sich durchaus immer wieder im konkreten Austrag im jeweiligen Werk auch deutlich voneinander unterscheidet; zum Zweiten anhand der Denkfiguren des Tanzes, des Traumes und des Schlüssels, von Arnim wie von Bettine dazu eingesetzt, die Übergänge zwischen Realität und Phantasie sichtbar zu machen und zugleich zu begründen, warum derartige Übergänge für das produktive gesellschaftliche Handeln unerlässlich sind; drittens schliesslich an dem von ihnen in verschiedener Ausführung, aber mit ähnlichen politischen Akzenten entworfenen Bild eines in gleichberechtigten kommunikativen Austauschprozessen den nationalistischen Autismus der Einzelstaatenexistenz überwindenden Europa.

1. Das Konzept der Selbstsorge, der *Epimeleia seauton*, hat zu dem Zeitpunkt, zu dem es von der Romantik wiederentdeckt wird, bereits eine lange Geschichte: Schon Platon vertrat in seinen sokratischen Dialogen die Vorstel-

lung, dass eine politisch handlungsfähige Gesellschaft nicht von normativen Setzungen einzelner Autokraten geschaffen werden könne, sondern dass sie durch einen steten, unabschliessbaren Kommunikationsprozess hervorgebracht werden müsse, in dem die Mitglieder einer Gesellschaft in produktivem, kritischem Austausch miteinander die Verbesserung des eigenen Selbst und seiner Fähigkeiten und dadurch dann auch eine Optimierung des Gemeinwohls erlangen. Im Zuge der Christianisierung Europas hatte diese Vorstellung in dem Mass an Gewicht verloren, in dem der unbedingte Glaube an das Wort Gottes zunehmend Instrument einer von autokratischen Setzungen bestimmten Politik geworden war, die die Ständehierarchie – und damit den Ausschluss gleichberechtigter Kommunikation – bis in das 18. Jahrhundert hinein als gottgegebenes Gesellschaftsmodell stabil gehalten hatte. Im Schock der Französischen Revolution von 1789, in dem sich die absolutistische Ständehierarchie erstmals als von Menschenhand störrisch, ja zerstörbar erwies, kollabierte dieses Modell unter dem Einfluss der Überzeugung, mit der die europäische Aufklärung die Idee des Menschen als Marionette Gottes durch diejenige des Menschen als seine Geschichte eigenverantwortlich formenden Subjekts ersetzte. So ist es kein Wunder, dass die Generation junger, mit der Verarbeitung des Revolutionserlebnisses befasster Intellektueller um 18. Jahrhundert das platonische Konzept der Selbstsorge wiederzuentdecken begann: 1804 begann die erste deutsche Übersetzung der platonischen Dialoge durch Friedrich Daniel Ernst Schleiermacher zu erscheinen.

Wie sehr das Konzept der Selbstsorge angesichts der aktuellen politischen Veränderungen schon in den Jahren vor Erscheinen von Schleiermachers Übersetzung gleichsam in der Luft lag, dokumentiert eindrucksvoll eine der frühesten Schriften Achim von Arnims überhaupt, ein Schüleraufsatz über Freiheit und Notwendigkeit von 1797. In der Form eines Briefs hält Arnim hier dem überzeugten Determinismus seines Dialogpartners entgegen, schon Adam und Eva seien nicht durch Vorbestimmung, sondern erst im Austausch miteinander zu ihrer eigentlichen Persönlichkeit gereift:

Gegenseitig vervollkommneten sie sich. Ihre gemeinsame Vollkommenheit und die Vollkommenheit aller derer, die Teile von ihnen, die von ihnen entsprossen sind, ist ihr Zweck. Es schliesst sich die Kette der Wesen – Du bist Mensch und ich bin Mensch! Deine Vervollkommenung ist mir Pflicht, aller verständiger Wesen Vollkommenheit zu befördern ist mein Zweck [...].

Und nachdrücklich besteht Arnim dabei auf der Gleichberechtigung solchen Austauschs, darauf, „dass die Vervollkommenung unsrer Selbst als Glieder in der Kette vernünftiger Wesen unsre Pflicht sein muss, aber ohne dass dadurch die Vervollkommenung eines anderen vernünftigen Wesens leiden möge“. Nur ein Jahr später, in seiner Abitursrede über *Das Wandern der Künste und Wissenschaften*, erklärt Arnim dann diesen Entwurf zur allgemeinen Verpflichtung seiner Zeit: „Wunsch eines jeden, der Menschheit nützlich zu sein“, lautet der erste Satz seines Abstracts zu dieser Rede, und der Begriff „Menschheit“ meint hier nicht die Spezies, sondern eine gesellschaftliche Formation in der Nachfolge von Jean-Jacques Rousseaus Sozialvertrag: Als

zoon politikon schlechthin gehört der Mensch vor jeder sprachlichen und kulturellen Diversifikation immer schon einer Gemeinschaft an, in der eine Sprache, eine Kultur nur darum homogen ist, um mit ihren Rändern den Ort zu bezeichnen, an dem der Austausch mit dem sprachlich und kulturell Anderen als Vervollkommenung menschheitlicher Vernunft stattfindet.

Bezeugt von seinem umfangreichen poetischen Werk und darüber hinaus in einem breit gestreuten Spektrum offener Briefe, kritischer Rezensionen und Zeitungsartikel, in denen Arnim das von der Aufklärung etablierte öffentliche politische Raisonement praktiziert, bleibt die gesellschaftlich, ja menschheitlich produktive Selbstsorge bis ans Ende seines Lebens Leitkonzept seiner publizistischen Aktivitäten, auch dann, als sich die Tagespolitik zunehmend als für sein individuelles Engagement unzugänglich erweist und seine Anteilnahme daran schliesslich von den aufreibenden Verpflichtungen des eine ständig wachsende Kinderschar versorgenden Gutsbesitzers immer weiter eingeschränkt wird. Als Arnim dann im Januar 1831 plötzlich an einem Gehirnschlag verstirbt, ist es seine Frau Bettine, die, zu Lebzeiten ihres Mannes publizistisch vollkommen abstinente, nicht nur in der Fürsorge für sein hinterlassenes Werk, sondern auch und vor allem hinsichtlich des Konzepts der Selbstsorge sein Erbe antritt. Die ersten Bücher, die sie nach Arnims Tod veröffentlicht, sind Briefdialoge, in denen sie experimentell Prozesse der gemeinsamen Selbstsorge vorführt – mit Goethe, mit der Jugendfreundin Caroline von Günderode, mit dem Bruder Clemens, Dialoge, in denen die Briefschreiberin Bettine ihr Gegenüber immer neu und immer dringlicher darauf anweist, dass allein das Selbst, die individuelle Identität, der moralische Quellgrund gesellschaftlicher Realitätsbewältigung sein dürfe: „Selbst denken ist der höchste Mut“, schreibt sie etwa 1840 in *Die Günderode*,

die meisten Menschen denken nicht selbst, das heisst, sie lassen sich nicht von der Fabel des göttlichen Geistes belehren, die alle Wirklichkeit durchleuchtet [...] und sich zeitigt in ihr, dass er vermöge, neue Welten organisch zu durchdringen und so sich selber ewig und ewig zur Gottheit zu erziehen. – Wer wagt selbst zu denken, der wird auch selbst handeln, und wer nicht selbst denkt, der wird nicht selbst handeln [...].

Geschärft an den historischen Entwicklungen ihrer Zeit – der Restauration nach den Befreiungskriegen und ihrer restriktiven Zensurgesetzgebung, den in Frankreich immer neu aufflammenden Unruhen, den Hungeraufständen, in denen das Massenelend des vierten Standes auch in Preussen sich als potentielles revolutionäres Pulverfass zeigt – gewinnt das Konzept der Selbstsorge in Bettines politischem Werk eine Dringlichkeit, die bei Arnim noch in einem generalisierenden moralischen Humanismus aufgehoben war. Wie Arnim, so wird auch sie gegen Ende ihres Lebens die Fruchtlosigkeit ihres Einwirkens auf die Gesellschaft ihrer Zeit erkennen; zunächst aber folgt sie den Spuren, die Arnim mit seinen Briefen an König Friedrich Wilhelm den III. von Preussen gelegt hatte, und wendet sich mit ihren Mahnungen zur Selbstsorge nach einigen gescheiterten Versuchen, die junge Generation zu erziehen, direkt an

die Regierenden: *Dies Buch gehört dem König*, erschienen 1843 und Bettines erstes explizit politisches Werk, ist nach dem Vorbild der platonischen Dialoge modelliert, und das Begleitschreiben, mit dem sie dieses Buch an König Friedrich Wilhelm den IV. von Preussen übersendet, fasst mit dessen Programm auch eine konsequent weitergedachte Fortsetzung dessen zusammen, was Arnim in seinen früher Schülerarbeiten bereits entworfen hatte: „Die echte Politik muss Erfinderin sein, sie muss die Bedürfnisse wecken durch neue höhere Begabung und dem Volke lehren, alles Geistes Elemente furchtlos zu durchdringen und seine Kräfte grenzenlos auszubreiten“ – die echte Politik also verpflichtet den König dazu, sein Volk zur gemeinsamen Selbstsorge anzuleiten, ihm dadurch den Weg zur Verwirklichung des „Wunsches eines jeden, der Menschheit nützlich zu sein“, zu weisen und zugleich als *primus inter pares* an den so entstehenden Kommunikationsprozessen teilzuhaben.

2. Die Frage, welchen Status die Erfindung im Sinne der poetischen Fiktion für Arnim und Bettine im politischen Konzept der Selbstsorge besass, findet ihre Antwort in der eigentümlichen Wiederkehr dreier Motive oder, genauer gesagt, Denkfiguren in beiden Werken: der Denkfiguren nämlich des Tanzes, des Schlüssels und des Traumes. 1803 nennt Arnim in seinen *Erzählungen von Schauspielen* den Tanz „die höchste aller Erscheinungen“: „Keine Kunst scheint so geeignet der Mittelpunkt aller übrigen zu werden als der Tanz“. In seiner paradoxen Verschränkung von freier Körperbewegung und artistischer Zeichenproduktion, Augenblicksbindung und überzeitlicher Formintention repräsentiert der Tanz für Arnim die Schnittstelle von durch Bildung erreichter individueller Selbstgewissheit und kommunikativem Kunstwillen: Durch die Vervollkommen einer „willkürlichen Individualität“, die den „ganzen Körper, als ein Kunstganzes“ zur Schau stellt, entfaltet der Tanz gesellschaftspolitische Bedeutung, indem er im Sinne der romantischen Universalpoesie die Grenze zwischen Kunst und Leben aufhebt: „Wo noch einzelne Stellungen gemacht und festgehalten werden als etwas Ausgezeichnetes, da ist noch keine allgemein durchgeführte individuell schöne Stellung“; erst wenn sich alle Künste, Musik, Gesang, Malerei, und nicht zuletzt die Liebe „für den Ausdruck des ganzen Körpers zum Beistande der werdenden Geschlechter sich vereinigen“, dann erreicht der Tanz den Status der „eigentlich lebenden Kunst“ – den Status eines Aktes gesellschaftlicher Selbstverständigung nämlich, der das in ihm Gebildete seinerseits als Bildung zum „Beistande der werdenden Geschlechter“ weitergibt.

In ganz ähnlicher Weise imaginiert Bettine mehr als drei Jahrzehnte später in einer fiktiven Passage ihres *Goethe-Buchs* den Dialog, den die Autorin darin mit dem verstorbenen Dichter nachstellt, als öffentlichen Tanz des schreibenden Ichs:

Es ist als solle ich vor Dir tanzen, ich bin ätherisch gekleidet, ich hab ein Gefühl, dass mir alles gelingen werde, die Menge umdrängt mich. [...] Jetzt trete ich vor Dich, goldbeschuhet, und die silbernen Ärmel hängen nachlässig, und warte, da hebst Du das Haupt, Dein Blick ruht auf mir

unwillkürlich, ich ziehe mit leisen Schritten magische Kreise, dein Aug verlässt mich nicht mehr, du musst mir nach, wie ich mich wende, und ich fühle einen Triumph des Gelingens [...].

Deutlicher als Arnim fokussiert Bettine hier den Publikumsbezug ihrer Publizistik in der Formel vom „Triumph des Gelingens“, anders als Arnim denkt sie den Tanz nicht als Sinnbild einer durch die gemeinsame Selbstsorge zu erzeugenden neuen *Conditio humana*, sondern vielmehr als das einer *Conditio auctoralis*, der Bedingung ihres eigenen Schreibens, wie sie durch die literarische Zurschaustellung idealer Selbstsorgeprozesse legitimiert wird. Wie für Arnim aber, so besitzt auch für Bettine der Tanz die Funktion einer für die gesellschaftliche Selbstverständigung unerlässlichen Gelenkstelle zwischen Poesie und Wirklichkeit; er repräsentiert ihre Technik der Mischung aus Fiktion und Originalbrief und begründet, vor dem Hintergrund von Arnims Ausführungen zum Tanz gelesen, diese Vermischung als Mittel zur Wiederbelebung einer in Bettines Augen zur Unfruchtbarkeit erstarrten politischen Wirklichkeitsauffassung.

Eine vergleichbare Bewegung findet sich auch in Arnims und Bettines Umgang mit der Denkfigur des Schlüssels. 1802 skizziert Arnim in seinem Entwurf *Die grosse Arbeit, eine Lebensaussicht* eine Kunsttheorie, derzufolge dem Dichter die gesellschaftliche Aufgabe zukommt, seinen Mitmenschen die Wirklichkeit weniger zu erschliessen als vielmehr ihnen die Möglichkeit zu ihrer Entschlüsselung bereitzustellen:

Nur wenige, und das sind die Poeten, werden reich genug geboren, dass ihnen die Arbeit ein Spiel wird und diese sollen für die übrige Menschheit arbeiten, dass sie den Zweck ihres Lebens nicht verfehlen [...]. Wer sich Poet nennt in diesem Sinne, der ist nicht stolz, er weiht sich dadurch der höchsten Tugend und Aufopferung, er ist ein echter Märtyrer und Einsiedler, er betet und kasteit sich für andere, er ist der demütige Petrus, der die Himmelsschlüssel hat, aber nicht eingeht, sondern an der Tür harret der Kommenden um ihnen den Weg zu weisen und die Tür zu öffnen.

Die Lust des Dichters am Spiel, gerade im Blick auf die Romantik so oft als verantwortungslose Freude an der Flucht in lügenhaft erfundene andere Welten missverstanden, ist gleichzeitig Möglichkeitsbedingung und Grenze der von ihm übernommenen Verantwortung für die Realität: Dichtend legt der Poet die Wirklichkeit aus, um sie erst zugänglich zu machen, er vollendet und erschöpft sich also in der Rolle des Mediums, das der Menschheit die Tür zur paradiesischen Vervollkommenheit eröffnet. Im Februar 1843, in einem Brief, in dem Bettine Friedrich Wilhelm den IV. von Preussen auf die bevorstehende Publikation des *Königsbuchs* vorbereitet, bietet sie sich in einer Formulierung dem königlichen Adressaten als Mittlerin zwischen ihm und seinen Untertanen an, die ein direktes Echo auf Arnims Selbstentwurf als Künstler enthält:

Ich vermags, mit dem Volk zu reden. Ich habe den Begriff vom Rechten, und auch den Mut, den Schlüssel dazu allen geharnischten Riesen und Schwefel speienden Drachen zu entreissen, sobald mein König mit diesem Schlüssel das Paradies Deutschlands zu erschliessen geneigt sein wird.

Auch hier wird Bettine politisch konkret, wo Arnim vergleichsweise theoretisch argumentiert hatte, legt sie dem König mit ihrem *Königsbuch* doch auch eine Sozialreportage vor, die den Adressaten in ungewohnter Drastik auf seine Verpflichtungen seinem Volk gegenüber hinweist – und auf die Tatsache, dass in der Armenkolonie vor den Toren Berlins das Massenelend der Bevölkerung in einer Weise zutage tritt, die einer schnellen und effektiven Remedur bedarf, um sich wo nicht paradiesischen, so doch zumindest einmal menschlichen Zuständen anzunähern. Wie bei Arnim aber, so ist auch in Bettines Brief der Poet als Sachwalter des Märchenhaften – der „geharnischten Riesen und Schwefel speienden Drachen“ – diejenige Instanz, die in gleichnishafter Rede erst sichtbar zu machen vermag, was die auf Machterhalt angelegte aktuelle Tagespolitik aus Gründen der Konvenienz im unsichtbaren Raum des Nichtthematisierten beliebt. Für Arnim wie für Bettine gleichermaßen ist die Poesie jedoch nicht einfach nur ein Zeichensystem, das im Schutzraum der uneigentlichen Rede ungestraft auf Missstände hinweisen darf, sondern sie ist vor allem ein hermeneutisches Instrument, das über die reinen Fakten hinausgehend Zusammenhänge in einer Schlaglichtartigkeit präsentieren kann, die dem strategischen Tatsachenchauvinismus der Berufspolitiker verschlossen bleiben – oder von ihm erst verschlossen werden.

Vor allem aber die Denkfigur des Traumes ist eines der wichtigsten Steuerungselemente sowohl in Arnims als auch in Bettines politisch-publizistischer Tätigkeit. In demjenigen Text, in dem Arnim Politik und Poesie am engsten miteinander verbindet, in seinem 1817 erschienenen Roman *Die Kronenwächter*, erfüllen Träume die Funktion einer Gelenkstelle zwischen der erzählten Handlung und ihrer sagenhaften historischen Folie, angefangen von den Träumen, in denen der junge Berthold von Barbarossa den Auftrag zum Wiederaufbau seines Hauses und später auch die finanziellen Mittel dazu erhält, über die Träume des alten Sängers im „Hausmärchen“ des zweiten Buchs bis hin zu den Traumvisionen des alten Raphold im Anton-Roman des zweiten Bandes. Diese Träume, eingesetzt als Träger der mythischen Vergewärtigung des Staufergeschlechts und seines Auftrags zur Vereinigung des zersplitterten deutschen Reichs, repräsentieren den fiktionalen Charakter dieses Auftrags gegenüber der auf Handlungsebene entfalteten Wirklichkeit, in der er weder von Berthold noch von Anton erfüllt werden kann. Vor allem aber repräsentieren sie die Intention des Dichters: Vom Traum des alten Sängers aus gelesen, der dem regierungsmüden König das Bewusstsein seiner Verantwortung wiedergibt, ist der Roman insgesamt Traum eines Sängers, der seine Leser mit der Vision von der Wiedergeburt einer stabilen Monarchie nicht aus dem Geist des Absolutismus, sondern vielmehr aus dem des aufgeklärten, gemeinsam gesellschaftlich handelnden Bürgertums konfrontiert. Und in eben diesem Sinn macht Bettine den Traum später zur Schlüsselchiffre ihres Briefwechsels mit König Friedrich Wilhelm IV. von Preussen. In ihrem Briefwechsel mit dem König repräsentiert die magische Kraft des Traums Bettines hoffnungsvollen Glauben an die magische Kraft der

Poesie in der Politik. In den Träumen, von denen Bettine in ihrem Briefwechsel erzählt, besucht die Dichterin den König und gibt ihm das Bewusstsein seiner Verantwortung wieder, und dies unter anderem dadurch, dass sie ihn auf die persönlichkeitsbildende Macht seiner Träume anweist. Noch in ihrem letzten Buch, *Gespräche mit Dämonen*, imaginiert sie sich in der Rolle eines Dämons, der dem schlafenden König seine politischen Versäumnisse vorhält – wie für Arnim, so ist auch für Bettine der Traum poetologisches Kernstück einer immer neuen Ermunterung zur schöpferischen Selbstsorge, die den gesellschaftlichen Auftrag von Literatur in der Möglichkeit erkennt, mit den Mitteln der Sprachmagie politische Wahrheit darzustellen und kritisch zu reflektieren.

3. Es ist schliesslich die Vision eines in gemeinsamer schöpferischer Selbstsorge zu konstruktiver politischer Arbeit verbundenen Europa, das die beiden Werke von Arnims frühesten Schriften bis hin zu Bettines letztem Buch in einem gemeinsamen thematischen Schwerpunkt verbindet – und das gerade unter den Bedingungen der aktuellen Europadiskussion vielleicht am deutlichsten das Potenzial sichtbar macht, dass das Vermächtnis der politischen Romantik für unsere Gegenwart fruchtbar machen könnte. Unter dem Eindruck der Koalitionskriege, in denen die europäischen Mächte zwischen 1792 und 1802 in wechselnden Verbindungen gegen die Verbreitung revolutionärer Ideen von Frankreich aus kämpfen, unter dem Eindruck einer Entwicklung also, in deren Verlauf die politische Kommunikation innerhalb Europas zu einer Lawine gewaltsamer Konflikte zu degenerieren droht, sucht Arnim in dem bereits zitierten Aufsatz *Das Wandern der Künste und Wissenschaften* 1798 in der Geschichte des Abendlandes nach einem Modellfall für eine friedliche, auf Kunst und Wissenschaft konzentrierte Reorientierung seines krisengeschüttelten Gegenwart – und findet ihn im Vordringen der arabischen Kultur nach Zentraleuropa:

Die christliche Religion, so unbekannt bei ihrem Ursprunge, schien bald durch die Weisheit ihrer Lehren die allgemeine zu werden, als Mahomet, der kühne Araber, bekannt mit dem Geiste seines Volkes, bekannt mit dem Glauben anderer Völker, durch die Stiftung einer neuen [...] Religion den Sturm erregte, der bald die Lage und Schicksale der Völker vom Euphrat bis zum Atlas änderte. Ein glücklicher Wirbel entgegenwirkender Kräfte für Wissenschaft und Kunst! Er bildete für sie zahlreiche Nationen, [...] gab Asien und Spanien ihr schönstes Zeitalter in den glücklichsten Fortschritten der Kenntnisse und schuf an dem Kalifenhofe einen Sitz der Musen im Bunde mit den ernstesten Wissenschaften. Ein Bild des heutigen Europa.

Und mit harten Worten führt Arnim den Untergang des Osmanenreiches auf die Unfähigkeit des spätmittelalterlichen Christentums zurück, das Zusammentreffen der unterschiedlichen Kulturen zum Ausgangspunkt gemeinsamen Wachstums zu machen, auf „eine rohe Liebe zum vaterländischen Boden und zu den vaterländischen Sitten, die in Verachtung aller entartete, welche aus einem andern Menschenstamme entsprossen, fern wohnend und anders gefärbt, anders gesittet waren, die andere Künste übten, andere Lehren heiligten“. Vor dem Hintergrund dieses Sündenfalls, dessen Folgen in Ar-

nims Augen bis in seine Zeit hinein solches Wachstum verunmöglichen, entwirft Arnim das Idealbild eines Weltbürgers, der in Differenzen nicht den Konflikt, sondern die Inspiration aufsucht, der Grenzen nicht als undurchlässige Mauern, sondern als Brücken zum anderen begreift: „Der Weltbürger sieht keinen Wandel mehr und keine Vernichtung, wo Weisheit fortlebt, ist sein Vaterland, wo eine Rose blüht, frohe Empfindung, er kennt keine Vernichtung, denn er sieht nur Übergang“.

Mehr als ein halbes Jahrhundert später, 1853, steht das Idealbild solchen Weltbürgertums im Mittelpunkt der Bestrebungen, mit denen Bettine in *Gespräche mit Dämonen* in der Rolle des visionären Dämons den schlafenden König von Preussen ein letztes Mal von der Notwendigkeit gleichberechtigten politischen Dialogs zu überzeugen sucht. Auf der Traumbühne ihres Buchs beschwört sie Allegorien all derjenigen Völker herauf, die seit Beginn der Koalitionskriege bis zu den Nachwehen der Revolution von 1848 Opfer vernichtender Grenzkämpfe geworden waren: Pole, Lombarde und Magyar, die vergeblich um ihr Recht auf eine eigene Identität gefochten hatten, der Proletarier, der nach '48 wie früher in die politische Ohnmacht jenseits der Ständegrenze gezwungen worden war, und – der Geist des Islam, dem Bettine die *Gespräche* in Vertretung durch Abdul Medschid I. zueignet, einen der letzten osmanischen Regenten, der in den 1840'er Jahren erfolglos um die Verständigung zwischen zentraleuropäisch-christlicher und islamischer Politikultur gerungen hatte. Und es ist der Geist des Islam, dem Bettine in ihrem Buch das letzte Wort erteilt, ein Wort, das den preussischen König als eine der europäischen Leitfiguren seiner Zeit mit fast gespenstisch wirkendem Ahnungsvermögen dazu ermahnt, seine Politik der aggressiven Grenzziehung durch eine des Austauschs und der Durchlässigkeit zu ersetzen – freilich unter der in Abdul Medschid weiland noch verkörperten Bedingung der Dialogbereitschaft auch des Gegenübers: „Gewähre, solange es Zeit ist. Es wird eine Zeit kommen, wo Du gewähren möchtest, aber keinen findest Du, der es annähme. Wärest Du gestern gekommen, heute bedarf ich nicht.“

Arnim und Bettine, meine Damen und Herren, sind, das ist, so hoffe ich, deutlich geworden, auch und gerade in ihrer politischen Reflexion Romantiker in einem Sinn, der nichts, aber auch gar nichts mit Realitätsflucht oder gar pathologischer Realitätsverkennung zu tun hat. Die Arbeit, die sie im Rahmen der Mentalitätsgeschichte der Moderne geleistet haben, verpflichtet weit über die historische Bewertung ihrer Werke hinaus dazu, diese Arbeit auch als Quellgrund unserer Gegenwart zu begreifen und so den an ihrem Werk geschulten Blick immer wieder auch auf die Gegenwart selbst zu richten. Das Konzept der Selbstsorge, der Aufruf zum Vertrauen auf die schöpferische Kommunikation zwischen Gleichberechtigten in dialektischer Verschränkung von Selbstverwirklichung und Respekt für die Bedürfnisse anderer, ist ein Erbe, das es nicht nur zu verwalten, sondern anzutreten gilt. Und so ist auch der Mut zur Vision, zum Traum als hermeneutischem Instrument politischer Erkenntnis, zur Poesie als Schlüssel für ein Wirklichkeitsverständ-

nis, das in tänzerischer Leichtigkeit das Gewicht gesellschaftlicher Selbstverständigung trägt, nicht Index überreizter Phantasie, sondern Programm einer Konfliktbewältigungsstrategie, die dazu auffordert, Geschichte nicht nationalistisch segmentiert, sondern global zu denken – ein Programm, das zu Arnims und Bettines Zeit erst im Schutzraum der Poesie formuliert werden konnte. Und in diesem Schutzraum, so zeigt das Europabild beider Arnims, legte die Dichtung mit unfehlbarem Instinkt den Finger in die Wunde, die bis heute keine faktenbesessene Tagespolitik zu heilen vermochte, die Wunde der unseligen Identifikation kultureller Unterschiede mit territorialchauvinistischen Besitzansprüchen. Aber weder Arnim noch Bettine haben für sich je in Anspruch genommen, mit ihren Visionen allgemein gültige Problemlösungen bereitgestellt zu haben; beide waren sich der historischen Bedingungen der Konflikte bewußt, zu denen sie sie sich äußerten, und beide hüteten sich wohl davor, je eine der beiden konfligierenden Parteien zum Messias und die andere entsprechend zum Mephisto zu verabsolutieren.

Wie wohl kaum eine andere Konfiguration der sogenannten Sattelzeit zur Moderne repräsentieren Arnim und Bettine im Zusammenspiel ihrer Werke insgesamt die prometheische Kraft des Dazwischen, die heute langsam als Wegweiser aus den Sackgassen einer von Polaritäten organisierten Wahrnehmungspraxis sichtbar wird: Nicht in einem *oder* dem anderen, sondern zwischen Ich und Gemeinschaft, König und Volk, Arbeitslosigkeit und Kapital, Christentum und Islam entstehen Bedarf und Legitimation politischen Handelns, nicht in Poesie *oder* Realität, sondern dazwischen sein Spielraum, und nicht einst die Romantik *oder* heute die Gegenwart sind die kulturellen Dispositive, die es zu bewahren und zu fördern hat, sondern die Wurzeln der Gegenwart im charismatischen Vergangenen der Romantik. Und nach eben diesem Prinzip ist auch das Vermächtnis Arnims und Bettines zwischen ihnen fruchtbar werdend zu denken, zwischen der von Arnim mit seinem „Wunsch eines jeden, der Menschheit nützlich zu sein“, in die Politik eingesetzten anthropologischen Universalie und der von Bettine ergänzend dazu entwickelten ästhetischen: „Die echte Politik muss Erfinderin sein.“